

Nebenwirkung

Die Dilemmata der Vertriebenen- und Flüchtlingshilfe im Kosovokrieg

Längst hat die Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen im Kosovokrieg eine unvorstellbare Dimension erreicht. Und jeden Tag muß das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) seine Zahlen nach oben korrigieren. Fast 750 000 Kosovoalbaner haben bislang ihre Heimat verlassen. Die täglich neuen Bilder hastiger Flucht, von brutaler, traumatisierender Vertreibung lassen nur ahnen, vor welche Herkulesaufgabe die internationale Flüchtlingshilfe gestellt ist. Und realistisch muß damit gerechnet werden, daß sie noch viele Monate unverzichtbar bleibt.

Dabei haben die Helfer nicht allein mit den schieren Zahlen, den Massen der Vertriebenen zu kämpfen. In dramatischer Weise zeigt ihr Engagement im Kosovo einmal mehr, in welche Dilemmata sich jede Hilfe für Flüchtlinge und Vertriebene in solchen Konflikten begibt, wie sehr oft um der Anvertrauten willen unbeabsichtigte Nebenwirkungen und Risiken in Kauf genommen, auch fragwürdige Kompromisse geschlossen werden müssen.

Denn werden nicht schon die, die Vertriebene in Lagern aufnehmen und wie gut auch immer zu versorgen suchen, ungewollt hineingezogen in dieses Vertreibungsgeschehen, ein Element der Strategie „ethnischer Säuberung“? Können doch die Vertreiber gleichsam damit „rechnen“, daß es die Hilfe, die Lager gibt.

Deutlich zeigt sich die Gefahr, indirekt zum Handlanger der Vertreibung zu werden, an der in den letzten Wochen leidenschaftlich diskutierten Frage der *Evakuierung*. Wobei der Verweis auf diese Gefahr sicherlich auch vorgeschoben werden kann, wenn es zu vermeiden gilt, Flüchtlinge im eigenen Land unterzubringen.

Niemand wird bestreiten wollen, daß mit einer Evakuierung aus der Krisenregion nicht der Anspruch auf schnelle Rückkehr der Vertriebenen ausgehebelt werden darf. Eine grenznahe Unterbringung bleibt ein wichtiges politisches Signal an die Vertreibenden. Zudem ist es ebenso sinnvoll, die Flüchtlinge in ihrer kulturellen Umgebung zu lassen, wie es schwierig ist, eindeutige und gerechte Kriterien zu finden oder gar durchzusetzen, nach denen evakuiert werden soll. Denn was bedeutet beispielsweise Freiwilligkeit für Menschen, die alles verloren haben, Opfer von Mißhandlungen wurden? Soll medizinische Versorgungsbedürftigkeit Kriterium sein oder der Nachweis aufnahmebereiter Familienangehöriger?

Diesen Bedenken steht die notwendige Entlastung der Krisenregion gegenüber. Längst sind im bitterarmen Albanien mit über 430 000 aufgenommenen Flüchtlingen und in Mazedonien mit über 220 000 alle Belastungsgrenzen überschritten. Und es sind gerade Hilfsorganisationen wie die Caritas, die angesichts ihrer konkreten Erfahrungen in Mazedonien seit Wochen eindringlich vor einem neuen Konfliktherd warnen: die Masse der vertriebenen Kosovoalbaner werde dort das ohnehin fragile ethnische Gleichgewicht zerstören.

Neben diesen grundlegenden Dilemmata haben die Organisationen aber auch mit Risiken und Nebenwirkungen in der praktischen Gestaltung ihrer Hilfe zu kämpfen. So ist die Art der Unterbringung ein Signal: Ein Lager aus Holzhäusern bietet sicherlich den besten Schutz und erweckt doch zugleich auch den Eindruck, hier richte man sich auf einen Dauerzustand ein. Und sollte nicht die bestmögliche Hilfe für die Vertriebenen und Flüchtlinge geleistet werden? In das generelle Lob für die von den verschiedenen NATO-Streitkräften errichteten und zum Teil auch noch geführten Flüchtlingslager – besondere Anerkennung fand dabei das Lager der Bundeswehr in Mazedonien –

mischte sich auch Tadel der Hilfsorganisationen: Dürfen in zugegeben bester Absicht Maßstäbe in der Versorgung gesetzt werden, die in anderen Lagern nicht erfüllt werden können?

Sollten, will man nicht Neid, Spannungen und unkontrollierbare Umzüge provozieren, nicht alle Flüchtlinge etwa gleich versorgt werden? Oder müssen sich die Versorgungsstandards nicht allererst an den Kosten orientieren, zumal mit einer langen Dauer der Hilfe gerechnet werden muß?

Dabei brachte das Engagement der NATO-Streitkräfte die Flüchtlingsorganisationen ohnehin in einen ihnen aus früheren Krisen vertrauten Konflikt: Keine der Hilfsorganisationen wollte bestreiten, wie wichtig angesichts der Massen von Vertriebenen und Flüchtlingen die Hilfe der Militärs – mit schwerem Gerät, gesicherter Finanzierung und klarer Befehlsstruktur – etwa für den Lagerbau war. Und doch bleibt für die Organisationen, deren „raison d'être“ strikte Neutralität und Unparteilichkeit ist, das humanitäre Engagement des Militärs eine Provokation; zumal, wenn es sich um Streitkräfte handelt, die in den Konflikt direkt verwickelt sind.

Auf ein anderes „Gerechtigkeitsproblem“ hat gerade Caritas international, die Flüchtlings- und Katastrophenhelfer des Deutschen Caritasverbandes, in der deutschen Öffentlichkeit hingewiesen. Besondere Sensibilität ist demnach von den Flüchtlingshelfern auch gegenüber der Bevölkerung in den Aufnahmeländern oder -regionen gefordert. Denn, so die langjährige Erfahrung der Helfer, leicht entfacht sich über die Hilfe Neid. Es entstehen neue Spannungen, zwischen den Flüchtlingen und der Bevölkerung, in deren Gebiet sie Schutz suchen. Heikel war ein anderer Appell der katholischen Katastrophenhelfer, wobei es in diesem Fall um die „Heimatfront“ ging: Geld ja, aber keine Sachspenden! Die eindringliche Bitte, alle spontanen Lebensmittel-, Medikamente- und

Hilfsgütersammlungen zu stoppen, wurde mit eindrucklich-abschreckenden Beispielen unterfüttert: von LKWs die tagelang umherirrten, um ihre in bester Absicht zusammengestellte Ladung loszuwerden, von Schweinefleischkonserven für muslimische Flüchtlinge, von Medikamenten, deren Beipackzettel keiner lesen kann. Und noch immer lagern in Bosnien 360 000 Tonnen unverwertbarer Medikamente. So etwas ist unbefriedigend für die Spender und eine enorme Belastung für die Helfer.

Besonders warnten die Caritas-Experten aber noch vor einer weiteren höchst problematischen Nebenwirkung falscher Hilfe und Hilfsbereitschaft: Hilfsgüter sollten wenn möglich vor Ort gekauft werden, um die einheimische Wirtschaft zu stärken, anstatt sie mit überflüssigem Hilfsgütertransfer noch weiter zu schwächen.

Um das Risiko dieser unbeabsichtigten Nebenwirkungen gutgemeinter Hilfe möglichst gering zu halten, setzt die Caritas konsequent auf Beratung und Abstimmung mit der Caritas vor Ort, mit lokalen kirchlichen Stellen. Eine größtmögliche Beteiligung der Betroffenen schafft keine Patentlösung für die Dilemmata, in die sich die Helfer zwangsläufig begeben müssen. Das Risiko unerwünschter Nebenwirkungen aber läßt sich reduzieren.

A. F.

Schön und gut

Post von Papst Johannes Paul II. für die Künstler

Man sage nicht, dem Papst gingen nach zwanzig Jahren auf dem Stuhl Petri die Ideen aus, und er begnüge sich mit der Einschärfung des bisher schon Gesagten. Hatte *Johannes Paul II.* im letzten Jahr mit seiner Enzyklika „Fides et ratio“ zur Beziehung von Theologie und

Philosophie überrascht (vgl. HK, November 1998, 548 f., Januar 1999, 12 ff.), so wurde Ende April nun ein „Brief an die Künstler“ verschickt. In dem Papier äußert sich der Papst zur spannungsgeladenen Geschichte der Kirche mit der Kunst und ruft zu einem neuerlichen Interesse füreinander auf. Signifikanterweise wurde es am selben Tag vorgestellt, an dem Johannes Paul II. eine vatikanische Ausstellung über seinen Vorgänger Paul VI. als Gegenstand zeitgenössischer Kunst eröffnet hat.

Kardinal *Paul Poupard*, Präsident des Päpstlichen Rates für die Kultur, hat bei der Vorstellung des Briefs darauf aufmerksam gemacht, daß die Kunst Johannes Paul II., der selber Theater gespielt und Dramen sowie Gedichte geschrieben hat, besonders am Herzen liege (La Croix, 23. 4. 99). Das auf den Ostersonntag dieses Jahres datierte Schreiben enthält denn auch – wie schon die Enzyklika zum Verhältnis von Glaube und Vernunft – Passagen, die deutlich die Handschrift des Papstes aus Polen erkennen lassen. Immer wieder verwendet Johannes Paul II. in seinem 45seitigen Brief eine hymnische Sprache: Schon ganz am Beginn steht das Staunen über die Werke der Kunst und das Lob auf die Schönheit, das sich dann wie ein roter Faden durch den Text zieht.

Die Künstler hätten mit ihrem Schaffen Anteil am Werk des Schöpfers, begründet der Papst seine Bewunderung und weist auf die klassisch thomistische Position hin, daß die Schönheit sichtbarer Ausdruck des Guten sei – wie das Gute die „metaphysische Voraussetzung“ der Schönheit. Dabei ist die Freude an den schönen Künsten in den Augen des Papstes kein Zeichen von Selbstgenügsamkeit, auch die Kunst bringe sehr wohl einen Nutzen für das Gemeinwohl hervor, indem sie einen Zugang zur tiefsten Wirklichkeit des Menschen und der Welt ermöglicht.

Am Ende deutet der Papst schließlich selbst an, daß es derzeit nicht zum Besten um den Dialog zwischen Kunst

und Kirche bestellt ist. Er hält aber daran fest, daß das Gespräch der Kirche mit den Künstlern in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums nie ganz abgerissen sei, weil die religiöse Erfahrung mit dem künstlerischen Schaffen gemeinsame Wurzeln habe.

Aus diesem Grund sei es auch möglich, heute das Gespräch wieder aufzunehmen, wozu der Papst nachhaltig ermuntert. Die Kunst habe auch da, wo sie nicht auf typisch religiöse Ausdrucksformen zurückgreife, „eine innere Nähe zur Welt des Glaubens“. Selbst durch Werke von Künstlern, die auf Distanz zur Kirche gegangen seien, könne man Zugang zur religiösen Erfahrung finden, wie diese wiederum auch „Inspirationsquelle“ der Künstler seien. Gleichermaßen gehe es darum, das Unausprechliche in bedeutungsvolle Formeln zu übertragen.

Der Papst operiert in seinem Schreiben an die Künstler aufgrund seines Begriffs von Schönheit mit einem im wesentlichen vormodernen Verständnis von Kunst und führt wie in „Fides et ratio“ die Auseinandersetzung mit der Neuzeit – nach einer breiten Darstellung des antiken und mittelalterlichen Miteinanders von Kunst und Kirche bis hin zur Renaissance – nur punktuell. In den letzten Jahrhunderten habe es zunehmend auch eine „Form von Humanismus“ gegeben, „für den die Abwesenheit Gottes und häufig der Widerstand gegen ihn charakteristisch“ war, verdeutlicht der Papst seine Skepsis. Trotzdem ergeben sich aus dem Schreiben, das von Wohlwollen geprägt ist, weiterführende Perspektiven, die „an der Schwelle des dritten Jahrtausends“ alle im Dialog von Kunst und Kirche Engagierten mit großem Interesse rezipieren und als Ermutigung für ihre Arbeit verstehen dürften – selbst wenn der Großteil der zeitgenössischen Künstler und Kunsttheoretiker das Papier vermutlich ungerührt zur Kenntnis nehmen wird.

Sicherlich ist die Bedeutung des Bilderverbots als eine dem Religiösen ge-